Knecht Fridolin.

Novelle von **Franz Adam Beyerlein.**

„Aber er hat's doch so nötig, gnä' Frau," entgegnete der Chauffeur. „Es sind zehn bei ihm zu Haus. Oder 'n Dutzend. Und er macht doch seine Sache so ordtlich!"

Die Gnädige wendete den Kopf lässig zur Seite und entschied: „Reden Sie doch nicht ewig. John! Ich mag nun mal nicht so ein — widerwärtiges Greuel im Hause leiden."

Die glatte Stirn über der schmalen, geraden Nase krauste sich, und die Stimme schauderte gleichsam vor Ekel. „Ich will hübsche Leute um mich haben," fuhr sie fort, „im Hause wenigstens will ich sicher sein vor diesem — häßlichen, gräßlichen Pack. Lassen Sie mir einen anderen kommandieren, John!"

Sprach's, schürzte den Rock ungeniert ziemlich hoch, und stelzte auf den geschweiften Absätzen die Stufen hinan.

Der Chauffeur schlug die Hacken zusammen und schielte hinter ihr drein. Dann verzog sich sein glattes Bedientengesicht zu einem eitlen Grinsen. „Hübsche Leute im Haus!" . . . das mußte wahr sein. Die Jungfer und die zwei Hausmädchen . . . er schnalzte mit der Zunge; man brauchte sich nicht zu schämen, wenn man sie am Arm hatte. — Auch die alternde Köchin war zumindest sauber und appetitlich. Und er selber . . . allemal, wenn er sich vor dem Spiegel die Pomade ins Haar bürstete, dachte er: „Ganz 'n Engländer!" . . .

„Also, Jan, es nutzt nix," sagte er in der Küche, „du mußt fort."

Jan, ein blasser Bursche, der auf einem Schemel hockend, irgendeinen Essensrest aus einem Emailnapf verzehrte, erhob sich schwermütig und schickte sich an, seine Siebensachen zusammenzusuchen und in ein Bündel zu packen.

„Also, es war rein gar nix zu machen," beteuerte John. „Na, aber Jan, bei Wagenwaschen kannst du mir schon weiterhelfen, früh, wenn die Gnädige schläft, weißt du!"

Jan nickte trübselig.

Die Köchin aber ereiferte sich: „Ja, da frag' ich zu bloß: Warum soll er denn fort, der Jan?

Der Chauffeur zuckte die Achseln. — „Hübsche Leute will sie um sich, hat sie gesagt," flüsterte er.

Die Köchin schüttelte den Kopf und lief in die Vorratskammer. Eine halbe Rehkeule, eine Gansleberwurst und einen derben Rest Schinken schleppte sie herzu. „Pack's ein, Jan!" sagte sie. „Ihr könnt's brauchen."

Und Jan packte gehorsam ein.

Zuletzt lud sie ihm noch eine Tüte Eier auf. Und sie legte noch ein Pfund Zucker zu.

Jan hatte einen glorioſen Abgang.

* * *

Der Chauffeur schlenderte die Straße entlang und trat in die Schenkstube der Wirtschaft „zum schwarzen Diamanten". Die Kneipe, ungefähr in der Mitte zwischen den Schächten Mathilde, Himmelsfürst und Constantia I und IV gelegen, hatte den lebhaftesten Verkehr weit ringsum. John ließ sich einen „Halb und halb" eingießen, und, während er die überfließenden Tropfen auf der durchlöcherten Blechplatte des Schanktisches zerrieb, sagte er: „Den Herrn möcht' ich mal haben, Marieken."

Pitter Streuwel, der Herr, schlampte in seinen Filzpantinen heran. „Zu dienen, Herr John?"

Darauf brachte der Chauffeur etwas von oben herab sein Anliegen vor; die Herrschaft brauche einen neuen Laufjungen; Bedingung hübsch und sauber: denn der Jan hätte eigentlich nur wegen seiner scheußlichen Visage fortgemußt. Ob Streuwel einen wisse?

Ja, meinte der zwischendurch, das würde wohl schwer halten. Seit dem letzten Streik hätten die Leute eine kolossale Wut auf die Villa; dem alten Dührkoop schon wäre es mächtig verübelt worden, daß er den Jan hingelassen hätte.

Mit einem Male jedoch hob er horchend die Glotzaugen. Hinten im zweiten Zimmer kreischte eine Weiberstimme, halb unwillig, halb belustigt; ein helles Manneslachen klang dazwischen. Er deutete mit dem Zahnstocher rückwärts über die Schulter und ließ sich vernehmen: „Da, der Baron! Hat's wieder mal mit der Käth'! Nehmen Sie den!"

„Pitter, Sie sind verrückt. Oder . . . ist das Ihr Ernst?"

„Gott ja! Warum nicht, Herr John? Hübsch und sauber ist er."

„Na, reden kann ich ja mal mit ihm."

Der Wirt nickte und schlurrte hinaus. „Ich schick' ihn herüber," brummte er. „Reden Sie mal mit ihm, Herr John."

— — — — — — — — — — — —

Der Handel kam zustande.

Anfangs entsetzten sich alle vor dem Schützling des Chauffeurs, die Jungfer, die beiden Hausmädchen und vor allem die Köchin. Denn der „Baron" — übrigens beileibe kein Freiherr von Soundso, sondern das uneheliche Kind einer Magd, die beharrlich, vielleicht selbst betrogen von einem polnischen Baron als dem Vater des Knaben gefaselt hatte —, dieser Baron also, stand in keineswegs günstigem Leumund. Und allzeit hatte er's mit Weibsleuten, mit den halbwüchsigen Töchtern der Zechenarbeiter, die zu Hause Zigarren wickelten, mit den Kellnerinnen der Schenken oder mit den Teppichklopferinnen, die ins Nachbardorf zur Fabrik gingen, zu tun. Vielleicht hielten ihn gar die Weiberleute aus.

Bald gelang glückte es seinem glatten Eifer, eine Bedenklichkeit nach der anderen bei der vier Frauenzimmern des Haushaltes beiseite zu schieben, ja, mit der Zeit steigerte sich die anfängliche Kühle der vier Damen sogar zu einer recht erheblichen Wärme.

Angesichts dieser Veränderung war es nicht verwunderlich, daß der Chauffeur eine täglich wachsende Lust verspürte, den Baron wieder vor die Tür zu befördern. Seit dieser Bursche, der übrigens — wie die meisten Leute in dieser Landschaft — wiederum Jan hieß, eingezogen war, kamen ihm, John, die kleinen Liebessehnsuchten der drei hübschen kleinen Mädel und die eher mütterlich-praktische Neigung der Köchin nur mehr zur kargen Hälfte zugute, und solche Entbehrung nach den Zeiten des Besitzes tat wehe.

Und John empfand diese Schädigung um so mehr, als er gerade in diesen Tagen einen harten Dienst hatte.

Wie fast alljährlich zu Beginn des Winters waren die Belegschaften wieder einmal drauf und dran, in einen Streik einzutreten. Da gab es Besprechungen der Werksdirektoren früh und spät, Mitglieder des Aufsichtsrates waren von der Station abzuholen, und nebenher liefen die endlosen Diners, bei denen man zu Licht und Prunk die Abgeschiedenheit aller Kultur zu vergessen strebte. Dann ereignete es sich wohl, daß bei der späten nächtlichen Heimfahrt ein Steinwurf oder ein Revolverschuß den Wagen traf, oder daß ein starker Draht, recht zum Strangulieren hingespannt, eben noch von den Scheinwerfern erwischt wurde.

Währenddessen saß der Baron in der warmen, blanken Küche, ließ es sich wohl sein und verübte steten Unfug. Entweder probierte er mit der Jungfer einen Apachentanz oder er spielte auf der Harmonika den neuesten Gassenhauer vor.

John schwur sich, dem allen ein Ende zu machen. Da — ehe er noch Zeit und Gelegenheit fand, seine Absicht zu verwirklichen, trat ein Umschwung ein. Höchstens die Köchin bewahrte von da an dem Baron eine mäßige Anhänglichkeit, ohne darüber jedoch den Chauffeur darben zu lassen. Die drei Mädels aber kehrten reumütig zur alten Fahne zurück; ja, sie wendeten sich sogar mit einer gewissen bissigen Feindseligkeit gegen den entthronten Liebling — aus Eifersucht.

Denn . . . Jan, der Baron, hatte sich in die Gnädige verliebt.

Folgendermaßen war das gekommen: Eines Samstags befestigte er den dicken roten Teppichläufer auf der Treppe nach dem Oberstock, da schritt die Frau die Stufen hinunter, ganz in fließende Seide und rieselnde Spitzen gekleidet. Das festliche Gewand war tief ausgeschnitten, und wundervoll wuchs auf den weißen Schultern der schlanke Hals empor. Im Haar schwankte ein Reiherflutz, darunter schimmerte ein Stern von Diamanten. Jan rutschte auf den Knien beiseite, und mit so unverhohlener Bewunderung staunte er empor, daß in den kühlen Augen der schönen Frau unwillkürlich ein warmer freundlicher Schein aufglomm und der kleine schmale Mund sich zu einem flüchtigen Lächeln schürzte.

Damit war die Erscheinung vorüber. Der Herr wartete schon längst im Wagen und schimpfte über die Trödelei. Unten in der Vorhalle legte die Jungfer einen grünen Mantel um die Pracht der Schultern, und nur der Diamantstern im Haar sprühte noch einmal wie ein Funkenschwarm, als John vorn losfuhr.

Seitdem schaute der Baron nicht rechts, nicht links, allein auf die Frau war sein Trachten gerichtet.

Der gutmütigen Köchin fing er bald an, leid zu tun; kopfschüttelnd bemerkte sie: „Wahrhaftigen Gott, er kommt ordtlich von Fleisch bei der Dummheit."

Die drei jugendlichen Schönen der Dienstbotenstube dagegen rächten sich für die Vernachlässigung, indem sie ihn weidlich höhnten. Im Grunde — so führten sie ihren Spott spazieren — stellten die Gnädige und ein Baron ja nur ein ebenbürtiges Paar vor, und wenn es auch mit dem „Baron" etwas hapere, man hätte ja Beispiele genug, daß die schönsten Frauen mit ihren Kutschern oder Chauffeuren durchgegangen wären; warum nicht zur Abwechslung mit dem Stiefelputzer?

Jan setzte alledem ein tückisches Schweigen entgegen.

* * *

Die Jungfer die sich zur Schauspielerin vorbestimmt und nur durch den Neid des Schicksals ihrem natürlichen Berufe entfremdet wähnte, liebte es, wenn der Geist ihrer wahren Bestimmung über sie kam, während der abendlichen Feierstunden in der warmen Küche vorzulesen, allerlei durcheinander mit einem einförmigen albernen Pathos, Schauerromane, Verse, Theaterstücke. Neben den schlechten Büchern besaß sie auch Schillers Gedichte. „Amalia" und „Die Kindesmörderin" waren ihre Glanznummern; die Balladen dagegen sagten ihr weniger zu. Aber gerade dafür hegte die sinnigere Köchin eine Vorliebe, besonders für den „Gang nach dem Eisenhammer" — sie sagte „nach dem Hochofen", vielleicht zog sie einen gruseligen Vergleich zwischen den derbsten Henkersknechten des Gedichtes und den Arbeitern des nahen Stahlwerkes, oder die milde Ergebenheit des Knechtes Fridolin tat ihrem alternden Herzen wohl.

Also, Betti tat ihr den Gefallen und zitierte:

„Ein frommer Knecht war Fridolin
Und in der Furcht des Herrn,
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Eubern."

Plötzlich stockte sie. Sofort hatte sie in ihrem flinken Hirn die Beziehungen der Ballade zur Wirklichkeit herausgefunden. Ihres mageres Zeigefingerchen, vorn ein wenig zerstochen vom Nähen, wies wie eine züngelnde Schlange auf Jan, und während sie in ein grelles Lachen ausbrach, rief sie: „John, Kinder, Leute, seht doch! Da haben wir ihn — den Knecht Fridolin!"

* * *

Ueber dem allen war draußen, im Revier, der Streik ausgebrochen, mißbilligt von den Führern der Gewerkschaften — denn die Kassen waren leer, und manch einer hatte in den Zeiten der schweren Not aus den Listen gestrichen werden müssen —, aber von den Arbeitnehmern mit blinder Entschiedenheit erklärt und mit inbrünstiger, eifersüchtiger Wut durchgeführt. Ein einfacher Satz hatte alle vernünftigen Erwägungen mitsamt den Warnungen der Führer hinweggefegt, ein Satz, den, dem Gerücht zufolge, der Direktor der Zeche Mathilde gesprochen haben sollte, als jüngst acht Bergleute im Förderschacht durch einen unerklärlichen Unglücksfall das Leben eingebüßt hatten, ein Satz, also lautend: „Jeden Tag acht auf der Strecke, das braucht's damit die Maschine im Gang bleibt."

Es half nichts, daß die Zeche Mathilde die am besten verwaltete weit und breit war, und daß der Seilbruch durch keine menschliche Voraussicht hätte verhütet werden können; es half auch gar nichts, daß die Gerichte in einem schnellen Verfahren überzeugend darlegten, nicht brutal und ausbeuterisch, wie die Erzählung von Mund zu Mund lief, sondern mit ehrlichem menschlichen Bedauern habe der Direktor der Grube, übrigens der arbeiterfreundlichsten Beamten einer, von den acht Toten als den heldenhaften, leider notwendigen Opfern des großen täglichen Ringens gesprochen — die Belegschaften verharrten im Streik.

Sie holten die hohen ursprünglichen Forderungen der letzten Bewegung wieder hervor und versteiften sich blindwütig darauf, obschon sie überzeugt sein mußten, daß eine Erfüllung ihres Verlangens in der währenden Periode des Niederganges schlechthin unmöglich war.

Unaufhaltsam fraß das Fieber weiter im Land. Es sprang über die Grenze hinweg ins Belgische hinüber und nach Frankreich hinein. Der dumpfe Groll über die herrschende Teuerung und das ungewisse grauenvolle Bangen vor der drohenden Not des beginnenden Winters ließen allenthalben die Menschen in einer blöden Verzweiflung dem Streik zufallen. Plötzlich, in einer wilden Feuersbrunst, loderte die geheime, schwelende Sehnsucht gen Himmel, es müsse endlich, endlich und mit einemmal alles, alles anders und besser werden.

Kalt, gelassen warteten die Werksverwaltungen auf den Augenblick, in dem der Hunger die Ausständigen zur Arbeit zurücktreiben mußte. Gendarmen und Soldaten bewachten die Schächte, einstweilen bedienten die Ingenieure die Wasserhaltungsmaschinen, und die Beamten und Volontäre schippten Kohlen für die Feuerungen.

Die Gewerkschaftsführer ließen für den Anfang den Massen ihren ungeschickten Willen und hielten sich seitab; sie wußten, in den Tagen der ersten ursprünglichen Empörung war es schwer, die erwünschte Ordnung zu halten schwerer noch Einlenken und Vernunft zu predigen. Ueberdies verstanden es die Behörden auch nur zu gut, jegliche Versammlung zu hintertreiben.

Dafür wurde die Glut in den Häusern und Wirtschaften desto eifriger geschürt. Die Frauen insbesondere, die beim täglichen Einkauf das trostlose Ende immer deutlicher herannahen sahen, stachelten die Männer auf, wenn es denn im guten nicht ginge, es einmal mit Gewalt zu versuchen, und in den Schankstätten, wenn die Mägen leer blieben und die Köpfe heiß wurden, erhoben die wildesten und radikalsten Schreier immer kühner ihre Stimme. Die wüsten Helden der Raufhändel führten das große Wort, stopften jeden verständigen Mund mit der Faust oder bedrohten den Widerspruch mit ihrem immer bereiten Messer. Sie hatten keinerlei Verantwortung im Nacken und forderten immer kecker den offenen Aufruhr.

Nur Jan, der Baron, der in einer Dachkammer des „schwarzen Diamanten" seine Schlafstelle aufgeschlagen hatte, mußte allabendlich das Asyl der friedlichen Küche verlassen. Statt dessen saß er in einer Ecke der Wirtsstube und verschlang mit hungrigen Ohren die Brandreden, die immer drohender von Mund zu Mund flogen und immer unverhohlener zur Revolution hetzten. Der Gendarm war weit weg, und anderwärts brannte der Aufstand schon lichterloh. Im Belgischen — so ging das Gerücht — waren die Genossen bereits Herren aller Städte im ganzen Kohlenbecken, und in Frankreich — daran war kein Zweifel — wehte längst allerorten die rote Fahne.

Ab und an wenn über dem wütigen Reden auch die Gläser in Gefahr gerieten, schlampte Pitter Streuwel, der Wirt, zwischen den Tischen durch und mahnte: „Na, na, Jungs! Reb't euch nich um Kopf und Kragen!"

Saßen ihm dann die Gäste, die nebstbei wenig genug verzehrten, zu lange, so ließ er gemach die Oefen ausgehen, und bald trieb die Kälte einen nach dem anderen heim.

Der Baron aber tastete sich im dunkelnden Hause die Stiege zur Dachkammer empor und kroch, wirr im Hirn und mit fiebernden Sinnen, unter seine Decke.

Eines Nachts jedoch verließ er mit den anderen die Wirtschaft und hängte sich an den wüstesten der Schreier. Mit einem Male blieb er stehen, faßte Posto auf seinen schwankenden Beinen, blinzte Jan von oben herab an und fragte, volltönend, als ob er zu einer Volksmenge redete: „Nun, mein Kleiner, wat willst du?"

Der Baron schnappte nach Atem. — „Nämlich ja," brachte er hervor, „ich wollt' man bloß wissen . . ."

„Wat wolltest du wissen, mein Kleiner?"

„Ja, nämlich . . . wie das mit den Frauen wird?"

„Mit was für Frauen, mein Kleiner?"

„Ob auch — die Frauen der — der Reichen unser gehören werden?"

Der Riese faßte Jan unters Kinn: „Süh mal," erwiderte er, „so einer bist du? Gott behüt' dich! Ja, da sag' ich dir, die Frauen sind dem, der sie nimmt, der sich traut."

* * *

Tags darauf waren die Frau und der Herr zum Diner beim Betriebsdirektor der Hohensteinwerke gebeten, und der Haushalt der Villa hatte darum geruhige Zeit. Um die sechste Abendstunde aber stand die Köchin plötzlich von ihrem Strickstrumpfe auf und ging auf den Flur hinaus, um den Krämer anzuklingeln, er solle ihr fünf Pfund feines Weizenmehl herüberschicken.

Mißgelaunt kehrte sie wieder in die Küche zurück. „Der Teufel hol das Telephon!" knurrte sie. „Er ist wieder mal taub."

Die Jungfer las, an den Ofen geschmiegt, den Originalroman „Im Strudel des neuen Babylon" und lutschte Pralinés dazu, die sie der Gnädigsten stibitzt hatte. „Das hätt' ich Ihnen gleich sagen können," bemerkte sie, „der Herr hat schon nachmittags keinen Anschluß gekriegt. Es muß was kaput sein dran."

„Wie alle mal, wenn man ihn gebraucht," schalt die Köchin. „Da hätt' ich nu die Sandtorte heut machen können; jetzt holt' ich morgen alles zusammen auf dem Halse. Jan, nicht, dann gehen Sie mal vorbei nachher?"

Der Baron nickte.

Danach war es wieder sehr behaglich und friedlich in der Küche.

Mit einemmal erhob sich draußen ein ungefüges Scharren und Trappen, die Tür tat sich auf, und ein halbes Dutzend Männer trat in die Küche. Hinter ihnen im Gange drängte sich Kopf an Kopf.

„Ei du gerechter Himmel," brachte die Köchin nach einem langen Staunen hervor, „das heiß' ich mir mal 'ne solide Frechheit!"

Und dann nachdem sie die Brille auf die Stirn geschoben hatte: „Das is ja der Hinnäck Möller?"

Hinnäck Möller war ein Häuer und sonst ein stiller friedsamer Arbeiter und Familienvater; heute aber plusterte er sich gewaltsam auf und erwiderte: „Ja, Madam Köchin das bin ich. Aber heut abends komm' ich im Namen des freien Volkes."

Die Alte ereiferte sich: „Das is dumm dahergeschwatzt, Möller. Hier sind wir in der Küche beim Direktor Engeldann. Wenn Sie von dem was wollen, kommen Sie morgen wieder; jetzt ist er nicht zu Hause."

Der Häuer wiegte sich unschlüssig hin und her. Aber seine Augen begannen wie in einem Fieber zu glühen, und ein tiefes Rot flammte in seinem hageren Gesicht auf. „Von heute ab, Madam Köchin," sagte er feierlich, „von heute ab is dahier im Revier Revolution!"

„Möller, Sie sind . . ."

„Nein, Madam Köchin, ich bin ganz nüchtern. Und jetzt holen wir uns oben die Flinten aus dem Gewehrschrank, und zu essen wollen wir und zu trinken. Wir haben Fastenzeit gehabt lang genug, jetzt soll's feite Tage geben. Macht voran, Junoens. Schlagt ein, wo kein Schlüssel ist!"

Bislang hatten die Eindringlinge verlegen der Zwiesprache zugehört, hie und da ihren Führer durch Murren und Zusprache anreizend; nun fluteten sie wie von einem lähmenden Banne befreit, lärmend und lachend auseinander, indem sie fröhlich den beiden Hausmädchen zunickten, die sich wortlos bei den Händen hielten und ungewiß, blöd einander anschauten. Atemlos gespannt, wie eine Katze auf der Lauer, lehnte die Jungfer am Ofen und folgte dem unerhörten Vorgang mit ihren fahrigen Blicken.

Die Köchin dagegen nahm achselzuckend ihren Strumpf abermals vor, hob zwei Maschen wieder auf und strickte ein wenig krampfhaft darauf los. „Sucht, sucht!" sagte sie. „In diesem Hause hat nichts verschlossen sein müssen, also schlagt nichts kaput!"

Sie wußte ihre beiden Sparkassenbücher in guter Sicherheit und war eine erfahrene Frau. Mißbilligend schielte sie durch die Brille auf den Häuer, der unzufrieden mit der Aufnahme seines Evangeliums vor ihr stehen geblieben war, und flüsterte schließlich: „Möller, Mann! Wenn nu der Gendarm komt . . . Und die Soldaten?"

Möller hatte nur auf diesen Einwand gewartet. „He, ja," machte er, „dann stellen wir den Herrn Direktor und seine Frau vor uns hin. Denn sollen sie man schießen."

„Habt ihr ihn denn schon?"

„Nein, aber wir werden ihn haben, so Gott will." Nämlich, obschon Möller dem alten Verband angehörte, war er einer von den Frommen und erwartete sich eine Umwälzung unter dem Segen des Himmels. „Jawohl," fuhr er fort, „um acht Uhr ist die Esserei bei Hohenstein zu Ende; dann lassen wir sie abfahren, jeden für sich, und fangen sie einzeln. Das besorgt uns schon die schwarze Garde; dazu ist sie gut."

„Jesus, die?!!" zeterte die Jungfer. „Die Schwarzen?! Dann behüt' Gott unsere Frau!"

„Um Himmels willen, wer?" fragte die Köchin. „Schwarze gibt's doch hierherum gar nicht."

Und sie mußte erfahren, daß die „Schwarzen" die jüngeren, ledigen Arbeiter vom Stahlwerk und Hochofen waren, rohe raufluſtige Kerls, die ihre Ehre dreinsetzten, gefürchtet zu sein um jeden Preis; es kam ihnen auf einen Messerstich nicht an und wo sie auf den Tanzböden erschienen, verschwand, was von den Mädchen etwas auf sich hielt; nur die Dirnen blieben.

Die Alte schlug die Hände überm Kopf zusammen; Möller aber, stolz darauf, daß er nun doch noch einen starken Eindruck hinterließ, hatte ganz seine gute Laune wiedergefunden und fragte vertraulich: „Madam Köchin, ich hätt' wohl auch gern ein Schnäpschen; welcher ist denn das beste?"

Die Köchin seufzte: „Gott, Möller, wenn's nu einmal nich anders ist, ich für meinen Teil hab' Rosenlitör mit einem ganz kleinen Schmack Bittern drin am liebsten, der Herr aber sagt, es geht nichts über einen alten Kirsch. Warten Sie, Jan weiß, wo die Flaschen liegen. Jan, — !"

Aber der Baron war verschwunden aus der Küche.

Der Häuer beruhigte die Alte: „Lieber Gott," meinte er, „mir kommt's nicht so drauf an; wenn's warm macht und bloß ein bißchen gut schmeckt, bin ich schon zufrieden."

— — — — — — — — — — — —

Jan hatte über dem atemlosen Zuhören die Jagdstiefel beinahe in Lederfett ertränkt. Sobald jedoch die Rede auf den Herrn geriet, mit dem ja sie, die Frau, im Wagen fuhr, stockte er. Und er glitt hinaus, als er vernahm, die „Schwarzen" wären hingestellt, das Automobil der Herrschaft aufzuhalten. Im Gewühl des Ganges draußen erhaschte er noch den Ort des geplanten Ueberfalls — das Straßenkreuz beim alten Chausseehaus. Mit einem gelinden Gruseln sprachen sie rings von dem Attentat, und alle schienen glücklich zu sein, daß ihnen die sonst redlich verachtete „Schwarze Gasse" die heikle Verrichtung abnehmen wollte.

Für den Baron hieß es eilen. Das Chausseehaus war wohl fünf Kilometer entfernt, ein Geringes für einen Kraftwagen, für einen Fußgänger mehr denn eine starke Wegestunde. Barhaupt — stürmte er in das Dunkel hinein. Es regnete leise, und ein naßkalter Wind blies ihm entgegen. Seitwärts in der Arbeiterkolonie der Zeche herrschte ein unruhiges Leben und vom „schwarzen Diamanten" schallten Hochrufe und Gesang herüber. Durchs breite Hallenfenster sah er Pitter Streuwel, den Wirt, auf den Schultern zweier Burschen thronen, verzweifelt schimpfend und tobend über den Hohn. Denn auch bei ihm war die Plünderung nicht vorbeigegangen, und heute tranken sie seinen Branntwein umsonst.

Danach verschlang die Finsternis die Landstraße und das ganze Land ringsum. Weit weg erst schimmerten die nächsten Lichter, ungewiß im Schwarzen flackernd — dort lag wie in einem Engpaß zwischen den Halden eines ersoffenen Schachtes die einsame Wirtschaft „zum alten Chausseehaus", ein öder Fleck, recht geschaffen für eine Tat, die abseits, im geheimen, vollbracht werden sollte.

Unverdrossen, in einem stumpfen Trotz trottete Jan seinen mühseligen Weg durch den Regen. Sein ganzes Denken war gleichsam ausgefüllt von der einen Vorstellung, daß die Frau der Rohheit der schwarzen Garde preisgegeben sein sollte. Dann aber wollte auch er am Platze sein. So unerhoblen er sie begehrte, um so unerträglicher dünkte es ihn, daß ein anderer sie auch nur berühren, geschweige denn, daß einer der „Schwarzen" seine wüsten Hände an sie legen sollte. Er wußte nicht, auf welche Weise er den Frevel hindern wollte, er verzweifelte sogar daran, daß er irgendwie Hilfe zu bringen imstande sein werde, aber als eine starke Macht trieb ihr die Leidenschaft, von einer jammervollen Neugier geleitet, voran ins Dunkle, Ungewisse.

Zuletzt als ihn, schon nahe dem Ziele, die Kräfte zu verlassen drohten, peitschte ihn noch einmal die jähe Hoffnung empor, er könne den Gefährdeten entgegenlaufen und sie warnen; vielleicht daß er ihnen dann im Dunkel der Nacht auf Seitenpfaden zum Entkommen zu verhelfen vermochte. Aber wie zum bitteren Spott näherten sich just aus der Richtung, wo das Hohensteinwerk einen roten Widerschein gen Himmel warf, die wohlbekannten leuchtenden Augen der Scheinwerfer. — Unheimlich geschwind rasten sie heran, John fuhr wild drauf los, trotz der Finsternis.

Der Baron hörte vor sich einen gellenden Pfiff zum Aufmerken mahnen, ein paar ungewisse Gestalten glitten von der Straße in den Graben. Er keuchte vorwärts, stürzte über einen Draht, schlug lang hin und raffte sich von neuem auf. Vor ihm türmte sich ein Hindernis: ein Lastwagen streckte seine vier Räder nach oben, dazwischen und davor waren Telegraphenstangen geschichtet, Pfähle starrten vorn zugespitzt als eine Stacheln wehr daraus entgegen.

„Verdammt!" vernahm er jenseits die Stimme Johns. „Das sieht aus wie 'ne Barrikade!"

Aber ehe noch der Chauffeur sich von seinem Sitze losgelöst hatte, war der Herr herausgesprungen und nach vorne gelaufen. Im Augenblick faßten ihn zwei, drei, vier von rückwärts; er riß sich los, führte einen Schlag mit der Faust und wurde abermals gepackt. Ein Knüppel sauste ihm über den Kopf, und er brach mit einem dumpfen Wutschrei zusammen. Zehn, zwölf stürzten sich über ihn und schlugen blindwütend auf ihn ein.

Rückwärts aber, in der Tür des Wagens, stand die Frau; die Glühlampe im Innern beschien hell und scharf ihr schönes, weißes Gesicht und machte den Diamantstern im Haar in allen Farben funkeln. Stolz, furchtlos, hochaufgerichtet stand sie; mit der Linken klammerte er sich an eine Strebe des Verdecks, indes die Rechte Schuß auf Schuß aus einem Browning in den Knäuel feuerte, der sich wirr über den Gatten geworfen hatte. Und jedem Knall folgte ein Wehruf, ein Zusammenzucken und Fallen.

Aber schon hatten die „Schwarzen" den Wagen von der anderen Seite erklommen. Rohe Fäuste griffen hastig zu, es gab ein Zerren an einem Mantel, ein kurzes Ringen, daraus plötzlich die Frau herrlich und hell in einem silberflimmernden Gewand sich emporrechte, der feine Arm riß sich noch ein letztes Mal los, die Hand schien die Waffe wider die eigene Stirn richten zu wollen, aber harte, schmutzige Finger umspannen das zarte Gelenk wie mit eisernen Bändern, drehten es ein wenig, und der Revolver fiel zu Boden.

Der Sieg war glorreich errungen, und es war nur ein spaßhaftes Nachspiel, als, unvermutet hinter der Barrikade hervorspringend, Jan, der Baron, sich wie ein Toller für die Leute aus der Villa einsetzte. Er kannte sich nicht übel aus in der Fechtart der „schwarzen Garde" und wußte manchen derben Kopfstoß und Fußtritt gegen den Magen und manchen Faustthieb unters Kinn anzubringen, aber er richtete nichts aus. Man prügelte ihn windelweich, und schließlich machte ihn ein gehöriger Schlag mit einem Zaunstecken über den Schädel ganz zahm. Er spürte noch, wie ihm die Armeauf dem Rücken zusammengeschnürt wurden, danach schwanden ihm die Sinne.

— — — — — — — — — — — —

Die Nacht löste unmerklich den winterlich frühen Abend ab. Mit der Zeit ließ der Regen nach und hörte schließlich auf; die Wolken verzogen sich allgemach, und bisweilen wagte schon der Mond seine Sichel zu zeigen. Dafür aber steigerte sich der Wind zu einem rauhen, kalten Sturm.

Jan erwachte von dem eisigen Wehen. Mühsam ordneten sich hinter den geschlossenen Lidern seine Sinne, und nur langsam, ganz langsam begann er sich zu erinnern. Er fühlte nacheinander, wie ihm Riemen tief ins Fleisch der Arme einschnitten und wie sich das stockende Blut vorn in den Fingern gleichsam gläsern staute, überm Ohr brannte ihm eine Wunde, und er meinte, noch das Dröhnen zu spüren, mit dem der harte Schlag auf ihn niedergesaust war. Fast tat es ihm wehe, wieder nachdenken zu müssen, und er hatte Sehnsucht, abermals, wie just vorhin, nichts zu empfinden, nichts zu wissen, befreit zu sein von Schmerzen und den lästigen Umständlichkeiten des Lebens.

Dann aber öffnete er entschlossen die Augen. Nicht aus eigenem Entschluß, dünkte ihn, sondern er wähnte, von einem fremden stärkeren Willen getrieben zu sein. Etwas Helles, Gelbliches, das Abbild eines erleuchteten Fensters ihm gegenüber auf einer rohen Bretterwand, zog zuerst seine Blicke auf sich. Danach unterschied er eine Krippe, die an dem rauhen Holz hinlief, und er sah, in diese Krippe waren eiserne Ringe eingelassen, etwa in den Abständen, in denen die Pferde eines Gespanns beim Füttern stehen. Nun hörte er auch Leute, wüste Stimmen aus dem Fenster zu seinen Häupten dringen, und wußte mit einem Male, daß er sich im Stall des alten Chausseehauses befand, in den die Kutscher der Kohlenfuhrwerke während der Frühstückspause ihre Gäule einzustellen pflegten.

Das breite Tor des Stalles stand weit offen. Bitter kalt pfauchte der Sturm herein. Er wehte die letzte Wirrnis von der Stirn des Barons weg und machte ihm grausam bewußt, daß er gefangen war, an einem gleichen Ring gefesselt, wie er sie sich gegenüber von den Zügeln blankgerieben blinken sah, und daß ihm noch aufgespart war, zu leiden.

Matt wendete er den schmerzenden Kopf zur Seite, dahin, wo durchs Tor ein wenig unstetes Licht hereinfiel. Da wurde er staunend gewahr, daß seine Gefangenschaft einen Gefährten hatte. Die Wolken teilten sich jetzt, klar und silberweiß strömten die milden Mondstrahlen in den Raum und spiegelten sich in zwei weit offenen Augen. — Blutlos, gespenstisch bleich schimmerte ein Antlitz in dem kargen Glanze, und gleichermaßen bleich, unlebendig leuchteten die schönen Schultern eines Weibes, das neben ihm an den Nachbarring geschnürt war.

Fragend ungläubig, starrte Jan auf die Erscheinung . . . und die Frau, die er für tot halte sinken sehen, der er hatte nachfolgen wollen, nickte sachte zur Antwort, indem ein armselig flüchtiges, bitteres Lächeln ein wenig ihre Lippen schürzte.

Nach einer Zeit richtete sie sich mit einer wehen Gebärde auf, und groß und ernst richteten sich ihre Blicke auf den Leidensgenossen „Ich danke Ihnen," las er von ihrem zitternden Munde.

Von seinen Empfindungen schier erstickt, erwiderte er: „O, o! Es war nicht genug. Ich hatte müssen . . ."

Der schöne Kopf bewegte sich in einer sanften Verneinung. „Nein, nein, Jan. Ich danke Ihnen."

Darüber blühte im Herzen des Mannes ein Glücksgefühl ohne alle Maßen auf, und er brach in ein wildes Schluchzen aus.

Auch über die blassen Wangen der Frau rannen helle Tränen. Aber sie wendete den Blick wieder starr geradeaus, und in namenloser Qual schien sie dem wirren Lärm aus der Schankstube zu lauschen „Tot! O, wär ich doch tot!" drang es ihr über die Lippen.

Deutlich schallten die Reden aus dem zerbrochenen Fenster heraus. Allmählich unterschied Jan den einzelnen in dem Durcheinander, und immer besser vermochte er in dem Tosen den Worten einen Sinn abzugewinnen. Viele von denen, die an dem Ueberfall teilgenommen hatten, waren es nicht mehr, die da noch zechten und schrien. Die meisten mochten in den trägen, tatenlosen Stunden nach dem blutigen Zusammenstoß gemach versickert sein, der Anblick des Todes und die Ungewißheit über den kommenden Tag hatten ihnen wohl den Geschmack am Siegesfest vergällt; jetzt waren als die letzten nur die Rohesten und Wüstesten übriggeblieben.

Just waren sie aufs Spielen versessen. Würfel klapperten auf dem Holztisch, und jubelnd, johlend wurden jedesmal die Zahlen ausgerufen.

Die Frau war in sich zusammengesunken und hing wie leblos in ihren Fesseln. Aber plötzlich streckte sie sich jäh empor und schmetterte sich mit dem Wahnsinn der Verzweiflung den Hinterkopf gegen die Wand. Vergebenes Toben! Der dichte Haarschopf milderte den Prall; schwerfällig löste sich nur ein Stück des Kalkbewurfes und glitt raschelnd an der Mauer nieder.

„Tot! Nur tot!!" flehte sie.

Und zugleich war es Jan grausig klar, was drinnen den Einsatz beim Spiel ausmachte. Um die gepeinigte, gehetzte Frau ging es — wer von den wüsten Gesellen drinnen die meisten Augen warf, der sollte das jammervolle Weib zuerst besitzen.

Er meinte in einer roten Flut zu versinken; es wurde ihm Nacht vor den Augen, und nur wie ein fernes Sternbild schaute er die weiße, reine Schönheit der Frau.

Ihre irren Blicke suchten ihn, und in der höchsten Not, in grenzenlosem Miteinanderleiden, neigten sich die beiden Gefesselten zueinander.

Drinnen war Unfrieden ausgebrochen. Einer betrog beim Würfeln. Im Lichtschein an der Brettwand gegenüber ballten sich die Fäuste.

„Noch einmal!" heischten die anderen.

„Und jetzt gilt's!"

„Schön!" erwiderte der Verklagte. „Also, wir drei sind die letzten. Paule, du fängst an!"

„Zwei. Verflucht!!"

„Jetzt du, Hinkefoot!"

„Fünf!"

„Und jetzt ich. — Kickt, Kickt! Sechs!! Sechs!!!" — —

Die Frau hob das Antlitz flehend zum Himmel. „Sterben! Sterben!" stöhnte sie. „Großer Gott, aus Barmherzigkeit laß mich sterben!"

Gewaltsam warf sich Jan zu ihr herum. Mit seinen heißen Lippen berührte er jetzt die feine, weiße Kehle; er spürte das Blut, das warme Leben darin pulsen. Ein zarter Duft stieg von der weichen Haut auf und hüllte ihn in eine süße Betäubung.

Weinend küßte er die feine, weiße Kehle. Dann aber — in einem jähen Wahnsinn — schlug er seine starken Zähne in das leise Leben, biß krampfhaft zu und gab nicht wieder nach — wie ein treuer Fanghund, der sein Gebiß nicht eher wieder öffnet, es sei denn die Beute unter ihm zusammengebrochen, zuckend — regungslos dann — und tot — — —

Er gab auch nicht nach, als ihm splitternd, zermalmend, auf der Schneide einer Axt der Tod ins Hirn drang.

Das Gerede der